Raible, Wolfgang; Heidelberger Akademie der Wissenschaften / Philosophisch-Historische Klasse [Hrsg.]: Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse (1991, 1. Abhandlung): Zur Entwicklung von Alphabetschrift-Systemen: is fecit cui prodest; vorgetragen am 21. April 1990
Heidelberg: Winter, 1991 Seite 33

dann als Zeichen für allgemeine Gattungsbegriffe, schließlich als Zeichen für Nomina generell. Wer z. B. Originaldrucke englischer Texte des 16.-19. Jahrhunderts in Augenschein nimmt, kennt diese Erscheinung ebenfalls.[43] Ähnliches gilt für Frankreich. Trudel Meisenburg hat die diesbezügliche Entwicklung in Frankreich mit der in Deutschland verglichen.[44] Allein die Tatsache, daß die Großschreibung der Substantive sich im deutschen Sprachraum ohne Octroi durchgesetzt hat, spricht dafür, daß es sich wiederum um eine Erleichterung für den Leser handelt, die notwendigerweise einen Mehraufwand für den Schreibenden bedeutet.[45]

[43] Vgl. u. a. John McLaughlin (1963).

[44] Meisenburg (1990).

[45] Trudel Meisenburg (1990:285) verweist hier auf die Verfasser der *Grammaire générale et raisonnée* von 1660, Antoine Arnauld und Claude Lancelot. Sie stellen fest, ein Prinzip der Alphabetschrift sei die Korrespondenz zwischen Laut- und Schriftzeichen. Buchstaben könnten freilich in zweierlei Hinsicht betrachtet werden: sowohl als Symbolisierungen eines Lautes wie auch als Hilfe zum Verstehen dessen, was inhaltlich ausgedrückt wird. Betrachte man die Buchstaben nur in dieser ersten Hinsicht, dann gälten vier Prinzipien:

- Jeder Buchstabe markiert einen Laut. Dies bedeute, daß man nur das schreibe, was man auch spreche;
- daß umgekehrt jeder Laut durch einen Buchstaben ausgedrückt wird; dies bedeute, daß man nur das ausspreche, was geschrieben sei;
- jeder Buchstabe markiere nur einen einfachen oder doppelten Laut. Es tue nämlich der Perfektion der Schrift keinen Eintrag, wenn es doppelte Buchstaben gäbe, weil sie das Schreiben durch Abkürzung einfacher machten;
- ein- und derselbe Laut dürfe nicht durch verschiedene Buchstaben markiert werden.

Arnauld und Lancelot fügen noch hinzu: „Mais considérant les caractères en la seconde manière, c'est-à-dire, comme nous aidant à concevoir ce que l'on signifie, il arrive quelques fois qu'il nous est avantageux que ces règles ne soient pas toujours observées, au moins la première et la dernière.

Car il arrive souvent, surtout dans les langues derivées d'autres langues, qu'il y a de certaines lettres qui ne se prononcent point, et qui ainsi sont inutiles quant au son, lesquelles ne laissent pas de nous servir pour l'intelligence de ce que les mots signifient. Par exemple, dans les mots de *champs* et *chants*, le *p* et le *t* ne se prononcent point, qui néanmoins sont utiles pour la signification, parce que nous apprenons de là, que le premier vient du latin *campi*, et le second du latin *cantus*."

Nach einem kurzen Hinweis auf eine ähnliche Erscheinung im Hebräischen sagen die Verfasser weiter: „Et de là on voit que ceux qui se plaignent tant de ce qu'on écrit autrement qu'on ne prononce, n'ont pas toujours grande raison, et que ce qu'ils appellent abus, n'est pas quelque fois sans utilité." – Es folgt dann noch ein Hinweis auf die Benutzung der großen Anfangsbuchstaben am Satzanfang und zur Kenntlichmachung von Eigennamen.

(Die Stellen stehen in Kapitel 5, das in interessanter Ausnutzung des Unterschieds

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.hadw-bw.de/view/sbhadwphkl_1991_1/0043
© Heidelberger Akademie der Wissenschaften
HEIDELBERGER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN